

Christopher
Ross



Emily

Bis zum
fernen Horizont

Weltbild Premiere

Emily

Bis zum fernen Horizont

Christopher Ross

Emily

Bis zum fernen Horizont

Roman

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright © 2015 by Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt,
86167 Augsburg

Projektleitung: usb bücherbüro, Friedberg/Bay

Redaktion: Ingola Lammers, München

Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München

Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© Michal Ninger, © Parastayev Alan,

© Arseniy Krasnevsky, © Tyler Olson, © Kryvenok Anastasiia);

Getty Images, München (© Nancy Nehring)

Satz: Catherine Avak, Iphofen

Gesamtherstellung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

ISBN 978-3-95569-454-8

2018 2017 2016 2015

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Emily verspürte ein seltsames Gefühl in der Magengegend, als sie ihre Maschine über die Ausläufer der White Mountains lenkte. Ihr sechster Sinn, den sie sich in der Wildnis angeeignet hatte, sagte ihr, dass irgendetwas nicht stimmte. Mit ihrem Flugzeug war alles in Ordnung. Die Fairchild 71 war brandneu, und der Motor lief einwandfrei. Mit einem gleichmäßigen Brummen, wesentlich regelmäßiger und leiser als bei ihrer alten Jenny, drehte sich der Propeller vor dem geteilten Fenster. Das Wetter war zwar regnerisch und windig, aber noch lange nicht so schlecht, dass sie sich Sorgen machen musste. Die Fairchild 71 hielt einiges aus. Die Bedrohung kam aus einer anderen Richtung, sie hing eher wie eine unsichtbare Gewitterwolke am fernen Himmel, die sich nur zögerlich in ihre Richtung bewegte.

Sie beschloss, noch wachsamer als sonst zu sein, und drosselte den Motor. Unter ihr tauchte der Yukon River auf, der längste und breiteste Strom im nördlichen Alaska, ein breites Band, das sich inmitten lichter Fichtenwälder nach Westen zog und wie flüssiges Blei im düsteren Licht glänzte. Die Lebensader des Hohen Nordens und bisher der einzige Weg, über den man Vorräte in die Indianerdörfer bringen konnte, die an beiden Ufern lagen. Doch bald, davon war sie überzeugt, würden Flugzeuge wie ihre Fairchild die Raddampfer und Hundeschlitten ablösen und eine verlässliche Versorgung ermöglichen.

Mit beiden Händen am Steuerknüppel hielt sie auf eine winzige Indianersiedlung am nördlichen Ufer zu. Sie hatte keine Angst. Hinter dem Steuerknüppel ihrer Fairchild fühlte sie sich wesentlich sicherer als in einem der Automobile, die neuerdings auf den Straßen von Fairbanks fahren. In einem riesigen Land wie Alaska, das größtenteils aus unwegsamer Wildnis bestand und kaum über Straßen verfügte, war man in einem Buschflug-

zeug, das sogar auf der schmalen Sandbank eines Flusses oder auf einer Wiese landen konnte, sicherer unterwegs, selbst an einem düsteren und regnerischen Tag wie heute.

Noch gehörte ihr die Maschine nicht, aber die Bank hatte ihr einen großzügigen Kredit gegeben, und die Geschäfte liefen so gut, dass ihr die monatlichen Zahlungen nichts ausmachten. Sie hatte es geschafft. Als eine der ersten Frauen hatte sie studiert, ihre eigene Tierarzt-Praxis in Fairbanks eröffnet und den Flugschein erworben. »Die erste fliegende Tierärztin der Welt« hatte der *News-Miner* ihr Porträt überschrieben, »eine tapfere junge Frau, die es geschafft hat, sich in typischen Männerberufen zu behaupten.« Das war zwar maßlos übertrieben, aber auch nicht gelogen. Sie hatte es den Männern und auch einigen Frauen gezeigt, die darauf beharrten, dass sich eine Frau vor allem um ihren Mann und ihre Kinder zu kümmern habe und wenn überhaupt, dann nur als Lehrerin, Krankenschwester oder Sekretärin arbeiten könnte.

Sie regte sich noch immer auf, wenn sie daran dachte, wie einfältig und duldsam sich manche Frauen benahmen. Als ob man vom Leben nicht mehr erwarten könnte, als sich für den Mann und die Kinder abzurackern und selbst nach einem arbeitsreichen Tag noch verführerisch auszusehen und den Mann mit mehr als einem Lächeln zu verwöhnen. Sie war keine Amazone, die für Frauenrechte auf die Barrikaden ging. Sie wollte lediglich, dass auch Frauen ihre Träume wahr machen konnten. So wie sie als Tierärztin und Pilotin. Eine Forderung, die in ihren Genen lag. Auch ihre Mutter war erfolgreich, sie behauptete sich in der Wildnis besser als mancher Mann, konnte mit einem Hundeschlitten umgehen, Holz hacken und ging sogar mit ihrem Mann auf die Jagd. In Alaska sprach man mit Hochachtung von Clarissa Carmack.

In einer weiten Linkskurve näherte sie sich dem staubigen Landestreifen außerhalb der Siedlung. Nach den vielen Flugstunden, die sie während der letzten drei Jahre angesammelt hatte, war ihr jeder Handgriff in Fleisch und Blut übergegangen,

und sie musste kaum noch nachdenken. Gegen den Wind steuerte sie die Fairchild der Landebahn entgegen. Der Sommer neigte sich bereits dem Ende zu, und die Fackeln zu beiden Seiten der Landebahn brannten auch am späten Nachmittag, wenn sich der Himmel verdunkelte. Vereinzelt Regentropfen schlugen gegen die Scheiben der Pilotenkanzel.

Anvik, ein ehemaliges Sommercamp der Indianer, bestand aus einigen Blockhäusern und Baracken und einer Mission, in der sich ein Diakon der Episkopalkirche abmühte, seinen Schülern die englische Sprache und den christlichen Glauben zu vermitteln. Besonders erfolgreich war er nicht. Zwei verheerende Grippeepidemien, eine nach dem Großen Krieg und eine zweite vor drei Jahren im Winter 1927/28, hatten den Indianern bewiesen, dass auch der Gott der Weißen nicht stark genug war, um sämtliche Angriffe der bösen Geister abzuwehren. Sie flüchteten in ihren alten Glauben, besuchten aber weiterhin die Gottesdienste, um im Ernstfall auf der sicheren Seite zu sein.

Die Erde kam näher, und der Wind rüttelte an den Tragflächen, als sie landete und die Räder über den sandigen Boden rollten. Sie hielt vor der baufälligen Baracke, in der ein junger Verwandter des Häuptlings für die Fluglinien und unabhängigen Buschflieger arbeitete, und vertäute die Maschine, bevor sie ihren Arztkoffer aus dem Gepäckraum nahm und das Empfangskomitee vor der Baracke begrüßte.

Chief Ingalik, der stämmige Häuptling, der stets einen dunklen Anzug mit Krawatte trug, hatte seine beiden Brüder mitgebracht und begrüßte sie mit einem kräftigen Handschlag. Er trug seine Haare kurz und kratzte sich ständig am Kopf. Es hieß, dass ihn Läuse plagten.

»Ah, Miss Emily«, rief er erfreut. »Ich freue mich, dass Sie wieder mal zu uns kommen. Einige unserer Huskys haben sich den Magen verdorben, meine Mutter klagt über Bauchschmerzen, und der kleinen Lucy müssten Sie einen Backenzahn ziehen. Ich weiß, Sie behandeln eigentlich nur Tiere, aber wo Sie schon mal hier sind, dachte ich ... nun, ich dachte, Sie könnten

vielleicht eine Ausnahme machen. Der Arzt kommt selten zu uns und verlangt viel Geld.«

So trickreich gingen die meisten Indianer vor. Weil sie wussten, dass sie für die Behandlung von Menschen nichts verlangen würde, bat man sie in jedem zweiten Dorf, sich um kranke Bewohner zu kümmern. Sie sah großzügig darüber hinweg, hatte sogar ein paar Arzneien und Instrumente in ihrer Arzttasche verstaut, um nicht improvisieren zu müssen. Für die Kinder brachte sie Süßigkeiten, lustige Bilder und kleines Spielzeug mit. Auch ein zerzauster Stoffbär, den sie über ein Versandhaus bestellt hatte, wartete in ihrer Arzttasche. Er hieß Daniel und half kranken Kindern, ihren Schmerz zu vergessen.

Sie öffnete ihre Tasche und nahm ein Päckchen Tabak heraus, ihr Standardgeschenk für den Häuptling, wenn sie ein Indianerdorf besuchte. Diese Geste hatte sie von ihrer Mutter übernommen. Tabak war den Indianern heilig, auch wenn sie bereits zum Christentum übergetreten und getauft waren. »Und ich freue mich, wieder in Anvik zu sein, Chief Ingalik«, grüßte sie ihn.

Die Etikette verlangte es, dass sie den Häuptling und seine Familie in ihrem Blockhaus besuchte und mit ihnen eine Begrüßungspfeife rauchte, bevor sie sich an die Arbeit machte. Im Wohnraum brannte eine altmodische Petroleumlampe, und es roch nach Tabak, Wildsuppe und der nassen Wäsche, die an einer Leine über dem warmen Ofen hing. Auch im Sommer konnte es in diesen Breiten noch empfindlich kalt werden, vor allem an einem regnerischen Tag wie diesem, wenn die Sonne hinter den Wolken verborgen blieb.

Sie bekam den Ehrenplatz neben dem Häuptling zugewiesen und blickte lächelnd in die Runde. Außer Ingalik waren seine Frau, seine Mutter, seine Brüder, seine Söhne und einige andere Männer und Frauen im Wohnraum. Sie saßen neben dem Ofen auf dem Boden oder auf Fellen und Vorratskisten und musterten sie mit unverhohlener Neugier. Ein Husky verirrt sich ins Haus und schnüffelte jaulend an ihren Beinen herum, bis ihn einer der Söhne packte und mit einem Tritt nach draußen beför-

derte. Er sagte etwas in seiner Sprache, das Emily nicht verstand, und warf die Tür hinter dem Husky zu.

Emily mochte die Indianer, auch wenn sie mit ihren Hunden nicht gerade zimperlich umgingen. Einige Indianerhasser in Fairbanks behaupteten sogar, dass sie ihre Hunde in den Kochtopf warfen, aber sie kannte die Indianer lange genug, um zu wissen, dass das nicht stimmte. Wahrscheinlich hatten die Indianer sogar größeren Respekt vor Tieren als viele Weiße. Sie entschuldigten sich bei jedem Tier, das sie töteten, und schlossen die Vierbeiner sogar in ihre Gebete ein. Auch Tiere haben eine Seele, sagten sie.

Sie war schon einige Male in Anvik gewesen, das letzte Mal vor einigen Wochen, als sie Mike in der Siedlung getroffen hatte. Den Mike, dessen Foto sie nur deshalb nicht auf ihr Armaturenbrett klebte, weil er sich seiner Sache ansonsten viel zu sicher wäre. Sie liebte ihn über alles, auch wenn er wie die meisten Piloten und ehemaligen Kunstflieger ein großspuriger Angeber sein konnte und sich manchmal wie ein flegelhafter Junge benahm. Obwohl er ihr schon mehrmals seine Liebe gestanden hatte und sie schon seit über drei Jahren ein Paar waren, würde er sich wohl eher die Zunge abbeißen, als sie zu fragen, ob sie seine Frau werden wollte. Er hatte viel zu große Angst, einen Teil seiner Unabhängigkeit einzubüßen. Oder hatte er etwa Angst vor ihr, weil sie sich genauso viel herausnahm wie er und ebenso unabhängig war?

Die Frau des Häuptlings servierte ihr heißen Kräutertee und Kekse. Emily verteilte Süßigkeiten an die Kinder, die bereits erwartungsvoll in ihrer Nähe standen. Wer ein Indianerdorf besuchte, musste viel Zeit mitbringen, wenn er nicht gegen die Sitten und Gebräuche dieses Volkes verstoßen und sich verächtliche Blicke einfangen wollte. Auch in Emily floss indianisches Blut, ihre Großmutter war Indianerin gewesen, wenn man ihr dieses Erbe auch nur an den schwarzen Haaren und dunklen Augen ansah. Als Tierärztin hatte sie gelernt, mit den unterschiedlichsten Völkern und Charakteren auszukommen und

sich auf ihre Traditionen und Gewohnheiten einzulassen, anders wäre ihre Arbeit in den Dörfern gar nicht möglich gewesen.

Wie jedes Mal, wenn sie mit einem Häuptling rauchte, musste sie kräftig husten und das spöttische Lächeln aller Anwesenden ertragen. Die Indianer vermischten ihren Tabak mit würzigen Kräutern, die nicht allen Weißen bekamen, und machten sich einen Spaß daraus, ihre weißen Gäste damit herauszufordern. Selbst hartgesottene Fallensteller, die ständig eine Pfeife oder Zigarre zwischen den Lippen hatten, kapitulierten meist vor dem strengen Tabak. Emily machte gute Miene zum bösen Spiel und trank rasch einen Schluck von dem Kräutertee, der wenigstens etwas Linderung brachte. Wie immer war zu viel Zucker im Tee, aber sie beschwerte sich nicht.

Seltsamerweise verzichtete Ingalik auf die Belanglosigkeiten, die alle Indianer austauschten, bevor sie über die eigentlichen Probleme sprachen. Seine Miene umwölkte sich, und in seinen Augen spiegelte sich die Besorgnis, die auch in seinen Worten mitklang. »Ich hatte einen Traum«, sagte er. »Noch bevor ich wusste, dass Sie unser Dorf besuchen würden, sah ich, wie eine schwarze Gewitterwolke über die Berge zog und einen dunklen Schatten auf Ihr Gesicht warf. Das Krächzen eines Raben erfüllte die Luft, als inmitten des Donners und der Blitze eine schwarz gekleidete Hexe aus ihrem Versteck in den Felsen kroch und mit loderndem Feuer nach Ihnen warf, bevor der Regen die Hitze in ihren Händen löschte und sie im düsteren Nebel verschwand.«

Emily kannte die Indianer lange genug, um zu wissen, dass es sich bei diesem Traum nicht um heidnischen Hokuspokus handelte. In den Träumen eines Schamanen, wie auch Ingalik einer war, steckte viel Wahrheit, und es geschah nicht zum ersten Mal, dass er in die Zukunft blickte und eine Bedrohung spürte, die sie ebenfalls schon erkannt hatte. Auch sie hatte das unsichtbare Böse in einer schwarzen Gewitterwolke vermutet. »Auch ich habe diese Wolke gesehen«, räumte sie ein. »Wer ist diese schwarze Hexe?«, fragte sie den Häuptling, obwohl sie bereits

eine Ahnung hatte. »Warum wirft sie mit Feuer nach mir? Hat sie ihren Namen genannt? War sie schon einmal hier?«

Sie fragte nicht ohne Grund. Vor etwas mehr als drei Jahren, als Mike und sie sich kennengelernt hatten, waren sie von einem rachsüchtigen Millionär und einer ganz in Schwarz gekleideten Frau verfolgt und beinahe in den Tod getrieben worden. In ihrer krankhaften Eifersucht, weil Mike sich schon nach kurzer Zeit von ihr getrennt hatte, und aus blindem Hass gegenüber Emily, weil sie alles verkörperte, was sie niemals sein würde, hatte sie mehrmals versucht, sie umbringen, und ihnen sogar einen Killer auf den Hals gehetzt.

»Caroline Dunn«, flüsterte sie kaum hörbar. Sie würde den Namen dieser Frau niemals vergessen. Caroline Dunn war tatsächlich eine Hexe, hatte heimlich an Mikes Jenny herumgeschraubt, um sie zum Absturz zu bringen, und nichts unversucht gelassen, um ihren grenzenlosen Hass an ihm und ihr auszuleben. Sie war besessen von dem Wunsch, sie zu vernichten, und sie konnten von Glück sagen, dass der Marshal beide überführt hatte. Der Millionär war auf geheimnisvolle Weise in der Wildnis ums Leben gekommen, doch Caroline Dunn war wegen versuchten Mordes angeklagt und ins Gefängnis geschickt worden. »Caroline Dunn«, wiederholte sie, »sie hat fünf Jahre bekommen.«

»Ich weiß nicht, von wem Sie sprechen«, erwiderte Ingalik, »aber Sie müssen wachsam sein. Wenn sich die schwarze Hexe, die ich gesehen habe, mit den bösen Geistern verbündet, ist sie mächtiger als der gehörnte Teufel, von dem die Prediger in der Mission sprechen. Hüten Sie sich vor dem Bösen!«

Emily deutete ein Nicken an. »Ich werde aufpassen, Ingalik. Aber ich bin nicht hier, um Sie und Ihre Leute mit meinen Sorgen zu belästigen. Wie ich höre, geht es einigen Ihrer Huskys sehr schlecht. Führen Sie mich zu ihnen?«

Der Häuptling zeigte sich einverstanden und brachte sie zu dem jungen Mann, der sich um die Hunde kümmerte. Willie war ebenfalls mit ihm verwandt, ein durchtrainierter Mann, der

sein Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden hatte. Die Huskys waren mit Lederstricken an Holzpfähle gebunden.

Emily stellte ihre Tasche auf den Boden und begrüßte ihn. Beim Anblick der kranken Hunde fiel es ihr leicht, die Gedanken an Caroline Dunn zu verdrängen. Anscheinend hatten mehrere Hunde schlechten Fisch gefressen und sich den Magen verdorben. Müde und apathisch lagen sie im Gras, die Augen wässrig und voller Schmerz. Sie empfahl Willie, ihnen eine Weile nichts zu fressen zu geben und sie dann mit besonders leichter Kost zu füttern, am besten mit warmem Reis und Gemüse von dem kleinen Acker, den sie hinter den Blockhütten und Zelten bestellten. Das Gemüse, das während der kurzen Sommer in Alaska gedieh, war besonders groß und schmackhaft.

»Blacky hat es besonders schlimm erwischt«, sagte Willie. Er sprach flüssiges Englisch ohne Akzent, so wie die meisten jungen Indianer, die eine Schule besucht hatten, und schien sich ernsthafte Sorgen zu machen. Er kniete neben dem jungen Hund und tätschelte ihn sanft. »Es geht ihm schlecht.«

Blacky hatte zu viel von dem verdorbenen Fisch gefressen und konnte von Glück sagen, dass er fast alles erbrochen hatte. Aber er wirkte extrem schwach und ausgelaugt. Emily spritzte ihm ein Mittel, das seine Muskeln entspannte und ihn von den krampfartigen Schmerzen befreite. Sie beugte sich zu ihm hinunter und streichelte ihm vorsichtig den Rücken. »Das wird wieder«, versprach sie dem Husky, dessen Fell seltsamerweise nicht schwarz, sondern hellgrau war. »Du bist noch jung und kannst einiges aushalten. Ruh dich erst mal aus. In ein paar Tagen bist du sicher wieder auf dem Damm.«

Auch die Mutter des Häuptlings war ein einfacher Fall. Sie verriet nicht, wo sie sich die Magenschmerzen geholt hatte, aber Emily brauchte nicht lange, um herauszufinden, dass sie vom Hundefutter genascht hatte. Glücklicherweise hatte sie kaum etwas erwischt und sich keine Lebensmittelvergiftung zugezogen. Emily gab ihr Tropfen gegen die Übelkeit und empfahl ihr,

von ihrem selbst gebrauten Kräutertee zu trinken. »Morgen früh geht es Ihnen besser, da bin ich ganz sicher. Gönnen Sie sich etwas Ruhe, das hilft am besten.« Sie wusste natürlich, dass sich eine Frau wie sie niemals Ruhe gönnte.

Es wurde bereits dunkel, als Emily eines der kleineren Blockhäuser betrat, in dem Lucy und ihre Mutter auf sie warteten. Das Mädchen hatte vor wenigen Tagen seinen siebten Geburtstag gefeiert und wimmerte vor Schmerzen. »Das haben wir gleich«, versprach Emily und zog den Stoffbären aus ihrer Arzneitasche. »Schau mal, wen ich mitgebracht habe? Das ist Daniel, mein Schmerzbär. Wenn du ihn fest im Arm hältst, nimmt er dir alle Schmerzen ab, und du brauchst keine Angst mehr zu haben.« Sie warf der Mutter einen beruhigenden Blick zu und gab ihr den Bären. »Wollen wir's mal versuchen?«

Emily wartete, bis sie den Bär in den Arm genommen hatte. »So, und jetzt mach den Mund ganz weit auf, damit ich mir den wehen Zahn ansehen kann.«

Ein kurzer Blick genügte, um ihr zu zeigen, dass der wehe Backenzahn stark vereitert war, und eine Betäubung kaum anschlagen würde. Alles, was sie dem Mädchen geben konnte, waren ein Beruhigungsmittel und Aspirin, das die Entzündung hemmen und ihr helfen würde, etwas zu schlafen. Sie wandte sich an den Stoffbären. »Bist du bereit, Daniel? Gleich geht es los.«

»Und es tut wirklich nicht weh?«, fragte Lucy weinerlich.

»Nur ein ganz kleines bisschen«, flunkerte Emily.

Sie gab der Mutter durch einen Blick zu verstehen, ihre Tochter gut festzuhalten, und bat Lucy, die Augen zu schließen. Mit gemischten Gefühlen griff sie nach der Zange, die sie ständig mitführte, und machte sich an die Arbeit. Zum Glück für das Mädchen hatte sie während der letzten drei Jahre so viele Zähne gezogen, dass ihr Vorgehen bereits Routine war. Ärzte waren selten in der Wildnis, und sie war oft die letzte Rettung für zahnkranke Goldgräber und Indianer gewesen. Sie erinnerte sich noch an den Schrei, den ein grober Goldgräber bei ihrem ersten Zahn ausgestoßen hatte.

Auch Lucy schrie aus Leibeskräften, als Emily ihr mit einem kräftigen Ruck den entzündeten Zahn zog, und fiel gleich darauf benommen zurück. Emily versorgte die Wunde und gab der besorgten Mutter die Schmerzmittel. »Die Schmerzen vergehen bald«, sagte sie. »Leider war der Zahn so stark entzündet, dass ich ihn nicht betäuben konnte. Machen Sie sich keine Sorgen.«

Die Mutter bedankte sich weinend, und Emily verließ die Hütte.

Am Ufer blieb Emily stehen und betrachtete den träge dahinfließenden Fluss. Immer wenn sie eines der Dörfer am Yukon River besuchte, fühlte sie sich bemüßigt, auf den weiten Fluss hinauszublicken und sich von seiner unerschütterlichen Ruhe anstecken zu lassen. Ihr Blick folgte einem entwurzelten Baumstamm, der mit der Strömung nach Westen floss, sie nahm ein paar Fische wahr, die mit ihren silbernen Leibern aus dem Wasser sprangen und sich wieder zurückfallen ließen. Das jenseitige Ufer war so weit entfernt, dass man es im Halbdunkel kaum erkennen konnte.

Sie hatte Lucy den Stoffbären geschenkt, wie sie es sich zur Gewohnheit gemacht hatte, wenn ein Kind besonders starke Schmerzen ertragen musste. Deshalb besaß sie auch einen kleinen Vorrat an Daniels, um bei jedem Besuch gut versorgt zu sein. Die Stofftiere kosteten nicht viel, besonders wenn man sie in großer Stückzahl kaufte. Jetzt hätte sie sich am liebsten selbst mit einem der Bären getröstet, um die Nachricht des Häuptlings leichter ertragen zu können, denn auch wenn es sich um einen Traum handelte, konnte doch etwas Wahres daran sein, auch wenn Caroline Dunn im Gefängnis nur laut ihren Namen verflucht hatte. Ihre Unruhe war so groß, dass sie sofort aufbrechen wollte, trotz des nahenden Gewitters.

Sie lief zu dem Blockhaus, in dem Ingalik mit seiner Familie wohnte, und traf ihn bei dem jungen Mann mit den Huskys. »Ingalik«, sagte sie, »alle Kranken sind versorgt. Es wird Zeit, dass ich mich auf den Heimweg mache.«

»So spät noch? Bei diesem Wetter?« Der Häuptling tätschelte einen der kranken Huskys und blickte sie fragend an. »Das ist viel zu gefährlich. Warum bleiben Sie nicht hier? Sie können in einem der Blockhäuser schlafen.«

»Vielen Dank, Häuptling. Sie sind sehr freundlich, aber ich muss nach Hause.« Sie verriet ihm nicht, dass es vor allem seine Worte gewesen waren, die sie nervös gemacht hatten. »Auf mich warten noch andere Patienten.«

Ingalik blickte zu den Gewitterwolken empor, die dunkel und bedrohlich über den Bergen hingen und vom Wind in ihre Richtung getrieben wurden. Von der Helligkeit des Tages war kaum noch etwas zu spüren, und über der Tundra lagen bereits düstere Schatten. Selbst ein erfahrener Pilot wie Noel Wien hätte bei diesem Anblick vorgezogen, die Nacht in dem Indianerdorf zu verbringen. Mit der Fairchild brauchte sie vier Stunden bis nach Fairbanks.

Dennoch war sie entschlossen, sofort aufzubrechen. Wenn tatsächlich eine Bedrohung von Caroline Dunn ausging, war auch Mike in höchster Gefahr. Sie konnten sich nicht darauf verlassen, dass die schwarz gelockte Frau hinter Gittern saß und ihnen nichts antun konnte. Eine Hexe, die von einem so starken Hass getrieben wurde wie sie, fand immer Mittel und Wege, ihre Rache auszuleben. Im Gefängnis lernte sie genug Leute kennen, die alles für Geld tun würden. Vielleicht eine Mitgefangene, die früher als sie entlassen wurde und Kontakt zu einem Auftragskiller hatte. Oder es gelang ihr, ihren Anwalt oder einen Aufseher zu verführen und mit ihrer Hilfe einen Anschlag zu planen. Dass während der letzten zwei Jahre nichts passiert war, besagte gar nichts.

»Ich habe Ihnen Angst gemacht«, erkannte Ingalik. Er hatte längst erkannt, dass er sie nicht umstimmen konnte. »Das war nicht meine Absicht. Aber warum sollte ich die Wahrheit verschweigen, nur weil sie bedrohlich und angenehm ist?« Wie alle Indianer, die auf einer Missionsschule gewesen waren, sprach er ein außerordentlich gepflegtes Englisch, das zahlreiche Goldgräber und Fallensteller gar nicht verstanden hätten. »Passen Sie gut auf sich auf.«

»Das werde ich, Chief Ingalik. Auf Wiedersehen.«

Emily verstaute ihre Arzntasche im Frachtraum und klet-

terte in die Maschine. Beim dritten Versuch sprang der Motor an. Das Fliegen war wesentlich einfacher und komfortabler mit der Fairchild 71 geworden, und sie war dankbar, den Kredit von der Bank und eine Zuwendung ihrer Eltern für die neue Maschine bekommen zu haben. Das geschlossene Cockpit, der elektrische Anlasser und die eingebaute Heizung waren Gold wert. Wenn sie daran dachte, dass sie noch im letzten Winter in einer offenen Maschine geflogen war und den Motor nur durch anstrengendes Drehen des Propellers starten konnte, schauderte es sie jetzt noch. Noch dazu war die Fairchild sehr viel schneller.

Sie drehte die Maschine in den Wind und startete. Die Fairchild ging wesentlich steiler nach oben und lag sicherer und ruhiger als die Jenny, die für die Luftkämpfe im Großen Krieg gebaut worden war und so gut wie keinen Komfort aufwies. Mike hatte eine sechssitzige Stinson Detrouiter von den Wien Brothers bekommen und sie dafür an seinem Unternehmen beteiligt. Ein fairer Deal, der ihm genug Spielraum bei seinen Rundflügen in den Mount McKinley National Park ließ. Noel Wien und seine Brüder hatten die erste Fluglinie in Alaska gegründet und galten als seriöse Verhandlungspartner. Als »Lindy oft the North«, als »Lindbergh des Nordens«, wurde Noel Wien selbst in den fernen Staaten verehrt. Wahrscheinlich war er noch wagemutiger und versierter als der legendäre erste Atlantiküberquerer.

Hoch über dem Boden richtete sie die Maschine nach Südosten aus. Bei dem schlechten Wetter war es zu gefährlich und riskant, über die Berge abzukürzen. Sie würde dem Kuskokwim River folgen, auch wenn der Flug dann eine halbe Stunde länger dauern und sie in den Ausläufern des mächtigen Mount McKinley ordentlich durchgerüttelt würde. Der Berg war für seine heftigen Winde bekannt. So würde sie Fairbanks vor Mitternacht erreichen.

Die Wolken hingen tief und zwangen sie, in geringer Höhe über dem Fluss zu bleiben. In der hereinbrechenden Dunkelheit hob er sich kaum von dem waldreichen Land zu beiden Ufern ab, und sie war über jeden Lichtfleck froh, der sich in seinem

klaren Wasser spiegelte. Obwohl ihr die dunklen Gewitterwolken dicht im Nacken saßen, lag die Fairchild einigermaßen ruhig in der Luft und selbst die gelegentlichen Böen machten ihr wenig aus. Auch das war ihr Verdienst. Sie hatte früh gelernt, »mit dem Hintern zu fliegen«, wie es einer ihrer Fluglehrer ausgedrückt hatte, während des Fluges eine Verbindung mit der Maschine einzugehen und auch auf ihr Gefühl zu achten. Wie ein geübter Reiter, der sofort merkt, wenn mit seinem Pferd etwas nicht stimmt, spürte auch sie sofort, wenn mit ihrem Flugzeug etwas nicht in Ordnung war.

Der Regen wurde langsam stärker. Über den Kuskokwim Mountains flammten Blitze auf, und grollender Donner rollte von den Hängen herab. Noch bestand keine große Gefahr, solange sie den Fluss als Anhaltspunkt hatte und sie noch einigermaßen klar sehen konnte. Die Fairchild war robust und hatte schon schlimmere Unwetter überstanden. Emily war während der letzten Jahre zu einer erfahrenen Fliegerin herangereift, sie blieb auch in kritischen Situationen ruhig und verkrampfte auch dann nicht, als die Sicht noch schlechter wurde und sie noch tiefer gehen musste, um den Fluss im Auge zu behalten. Der Regen trommelte auf die breite Windschutzscheibe und schlug einen rasanten Rhythmus zum gleichmäßigen Brummen des Motors.

Die Warnung des Häuptlings hatte sie mehr verstört, als sie sich selbst gegenüber zugeben wollte. Zu geheimnisvoll und bedrohlich war ihr Caroline Dunn in Erinnerung. Schon bei der Begegnung in Kalifornien, als sie Mike mehr als sieben Jahre nach ihrer ersten flüchtigen Begegnung wiedergetroffen hatte, war ihr die schwarz gelockte Frau wie eine düstere Rächerin vorgekommen. Sie hatte alles daran gesetzt, sich an ihm zu rächen, aus verletztem Stolz und aus Ärger, weil er sie verlassen hatte, vielleicht aber auch, weil sie mit sich und ihrem Leben unzufrieden war und ihn dafür büßen lassen wollte. Sie war sogar so weit gegangen, eine Schwangerschaft zu erfinden und ihn zu erpressen, war ihm nach Alaska nachgefahren und hatte versucht, ihn

durch Sabotage an seiner Jenny in den Tod zu treiben. In ihrer krankhaften Besessenheit hätte die Hexe, wie sie Chief Ingalik genannt hatte, sie am liebsten beide umgebracht. Nur mit viel Glück waren sie ihren heimtückischen Anschlägen entkommen.

Über den Bergen flammte ein Blitz auf, dicht gefolgt von einem heftigen Donnerschlag, der in dem lang gestreckten Tal, über das sie gerade flog, als vielfaches Echo nachhallte. Ein weiterer Blitz zuckte über den Himmel, tauchte das Land sekundenlang in grelles Licht und ließ die dunklen Felsen und Bäume bedrohlicher erscheinen, als sie in Wirklichkeit waren. Wieder grollte heftiger Donner und schüttelte die Maschine, die sich nur noch widerwillig in dem immer stärker werdenden Regen bewegen ließ. Emily umklammerte den Steuerknüppel mit beiden Händen, hatte große Mühe, das heftige Schaukeln der Maschine mit den Rudern auszugleichen. Das Gewitter hatte sie eingeholt. Die schwarzen Wolken zwangen sie nach unten.

Sie war einsichtig genug, um zu erkennen, dass sie es nicht bis Fairbanks schaffen würde. Nicht in diesem Unwetter. Sie hätte auf den Häuptling hören und in Anvik bleiben sollen. In einem so heftigen Gewitter hätte sogar Noel Wien kapituliert, und der galt als bester Pilot des Hohen Nordens. Sie presste ihre Stirn gegen die Verglasung und blickte nach unten. Der Fluss war kaum noch zu sehen, schimmerte nur schemenhaft im strömenden Regen. Wie durch einen Vorhang beobachtete sie die vom Wind gebeugten Fichten.

Sie ging noch ein wenig tiefer und hantierte mit Händen und Füßen, um die Maschine im Gleichgewicht zu halten. Der Wind wurde immer stärker. McGrath, eine ehemalige Bergwerkssiedlung und immer noch ein bedeutender Handelsposten, konnte nicht mehr weit entfernt sein. Dort gab es eine Landebahn, auf der sie hoffentlich auch in einem solchen Unwetter landen konnte. Wenn sie Glück hatte, hörten die Bewohner sie rechtzeitig kommen und zündeten Fackeln an. In McGrath gab es noch keinen Strom und keine Scheinwerfer, nicht einmal der Goldrausch hatte viel in der Stadt verändert.

Doch das Unwetter war zu heftig. Als ihre Fairchild von einer stürmischen Windböe aus der Bahn geworfen wurde und beinahe gegen einen Felsen prallte, erkannte sie, dass ihr nicht mehr viel Zeit blieb. Sie musste sofort landen, spätestens innerhalb der nächsten zwei, drei Minuten. Verzweifelt suchte sie nach einem Landeplatz. Auf einer der Lichtungen runterzugehen, war zu riskant. Der Regen hatte die Erde sicher schon so stark aufgeweicht, dass die Räder ihrer Maschine dort kaum Halt finden würden. Als letzte Rettung blieb ihr nur ein Geröllfeld, doch zu beiden Seiten des Flusses waren nur Steilufer zu erkennen, und oberhalb des trägen Wassers breitete sich dichter Wald aus.

Wieder ein Windstoß, der die Fairchild erneut zur Seite drückte und eine schnelle Reaktion von Emily verlangte, die sofort reagierte und sie wieder auf Kurs brachte. Sie wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn und zermarterte sich das Hirn. Sie war diese Strecke erst ein paarmal geflogen und versuchte krampfhaft, sich daran zu erinnern, ob es westlich von McGrath ein Geröllfeld gab. Sie wusste es nicht, und der Blick durch die verglaste Kuppel war nicht dazu angetan, ihren Optimismus zu nähren. Immer das gleiche Bild: das düstere Band des Kuskokwim River, die Steilufer und die dunklen Wälder.

Nervös folgte sie dem Fluss in eine bewaldete Senke, die sich auf den ersten Blick nicht von der bisherigen Landschaft unterschied. Viel Wald, der sich bis dicht an die Ufer erstreckte, steile, mit Gestrüpp bewachsene Böschungen und plötzlich ein Geröllfeld, das sich auf eine Länge von ungefähr einer halben Meile am nördlichen Ufer entlang zog. Zuerst glaubte sie an eine optische Täuschung, ein Trugbild, das ihrer Verzweiflung entsprang und sich im strömenden Regen bildete, doch dann zuckten gleich mehrere Blitze über den Himmel.

Emily trieb die Fairchild in eine weite Rechtskurve, steuerte sie gegen den stürmischen Wind über den Fluss zurück und drückte sie nach unten. Ihre Nerven waren zum Zerreißen gespannt, als die Maschine zu rütteln und zu schwanken begann und dicht über dem Boden zum Spielball des Sturms zu werden

drohte. Genau im richtigen Moment berührten die Räder den steinigen Boden und rutschten über das nasse Geröll. »Lass mich nicht im Stich!«, rief Emily, dann kam die Fairchild holpernd und schlingern zum Stehen.

Sie schlüpfte in ihr Regencap und kletterte hinaus. Klatschend schlug ihr der Regen entgegen, getrieben vom unbarmherzigen Wind, der die Fairchild selbst auf dem Boden noch erzittern ließ. Mit geübten Handgriffen verankerte sie die Maschine im Boden, hämmerte die eisernen Pflöcke ins Geröll und straffte die starken Lederriemen, bis die Fairchild ausreichend gesichert war. Sie konnte von Glück sagen, dass noch Sommer war, und sie darauf verzichten konnte, das Öl abzulassen und den Motor nicht in eine Plane packen und wärmen musste.

Wie alle Buschpiloten, die immer darauf eingestellt waren, in der Wildnis notlanden zu müssen, war sie darauf vorbereitet, eine oder mehrere Nächte unter freiem Himmel verbringen. Sie baute ihr kleines Zelt unter einigen Weißfichten am Waldrand auf, hängte die Kerosinlampe über den Eingang und sammelte Holz für ein Lagerfeuer. Griffbereit in ihrer rechten Anoraktasche steckte ein sechsschüssiger Smith & Wesson-Revolver, der sie gegen einen möglichen Angriff von wilden Tieren schützen sollte, obwohl sie bezweifelte, dass er ihr gegen einen aufgebrauchten Grizzly viel nützen würde.

Sie fand ein paar abgebrochene Äste im geschützten Unterholz, die noch nicht vom Regen durchnässt waren, befürchtete aber, dass sie nicht ausreichten, um sie die ganze Nacht zu wärmen. Spätnachts wurde es bereits empfindlich kalt, und sie war froh, ihren Schlafsack dabeizuhaben. Falls der Wind zu stark wurde und den Regen bis tief in den Wald trieb, konnte sie immer noch in der Maschine schlafen, ein zweifelhaftes Vergnügen, wie sie seit einer Nacht im letzten Dezember wusste, als sie gezwungen war, in einer entlegenen Schlucht der Brooks Range zu übernachten. Damals hatte ein eisiger Blizzard getobt, und sie hatte kein Auge zugegan, so heftig hatte der Sturm an der Maschine, einer Stinson Detroiter, gerüttelt.

Dagegen war eine Nacht im Regen das reinste Kinderspiel, sagte sie sich, und vielleicht hatte sie ja Glück, und das Gewitter verzog sich so zeitig, dass sie nach wenigen Stunden weiterfliegen konnte. Mit einem Buch, das sie unter ihrem Regencap durch den Regen trug, verkroch sie sich in ihrem Zelt. Die neue Coleman-Lampe, die sie von ihren Eltern zu Weihnachten bekommen hatte, war hell genug zum Lesen. Ein Südsee-Roman von Jack London, ihrem Lieblingsschriftsteller, der hinreißende Romane über den Goldrausch am Klondike und andere Abenteuer im Hohen Norden geschrieben hatte, die sie aber alle schon kannte. Die Südsee-Geschichten boten eine willkommene Abwechslung in einsamen Nächten.

Das Gewitter blieb über der Schlucht hängen, wie sie schon bald erkannte, und sie musste sich wohl damit abfinden, bis zum nächsten Morgen am Boden zu bleiben. Als hätte sich das Wetter gegen sie verschworen, hämmerte der Regen unentwegt auf das Land herab, und sie war gezwungen, immer wieder nach ihrer Maschine zu sehen und zu kontrollieren, ob sie noch fest verankert war. Es war schon öfter vorgekommen, dass sich ein festgezurrtes Flugzeug losgerissen hatte und an einem Felsen oder einigen Bäumen zerschellt war. Die Blitze erhellten den Himmel wie bei einem Feuerwerk am Unabhängigkeitstag, und die in kurzen Abständen folgenden Donnerschläge waren manchmal so heftig, dass sie vor Schreck ihr Buch fallen ließ.

Mehr als einen Absatz schaffte sie ohnehin nicht. Zu quälend waren die Gedanken an die schwarze Hexe, vor der Ingalik sie gewarnt hatte. Das Bild der dunkelhaarigen Frau, das sie schon vor einigen Jahren vom Schlaf abgehalten hatte, tauchte auch jetzt wieder in ihren Gedanken auf und veranlasste sie sogar dazu, mehrere Male das Zelt zu verlassen und mit dem Revolver in der Hand in den Wald zu starren. Noch größer war die Angst, Caroline Dunn könnte aus dem Gefängnis in Anchorage geflohen sein, um Mike das anzutun, was sie schon damals vorgehabt hatte. Nach mehr als zwei Jahren hinter Gittern würde sie noch wütender und entschlossener sein, ihn umzubringen.

Ein Leben ohne Mike konnte sie sich kaum noch vorstellen, auch wenn sie einander ihre Liebe gestanden hatten, ohne sich jedoch etwas zu versprechen, und er immer wieder ausbrach, um mit seiner Maschine neue Grenzen auszuloten. Im Gegensatz zu Noel Wien, dem eigentlich gar nichts an Rekorden lag und der seine Heldentaten mehr aus Zufall vollbracht hatte, war Mike begierig darauf, in seiner Fairchild zum fernen Horizont zu fliegen, ihn vielleicht sogar zu überqueren und in unbekanntes Neuland vorzustößen. So wie er als Barnstormer das Publikum mit seinen Loopings und Sturzflügen begeistert hatte. Emily war überzeugt, wenn es eine Möglichkeit gegeben hätte, mit einer Flugmaschine in den Weltraum vorzustößen, hätte Mike es sicher versucht.

Draußen raschelte es im Unterholz. Emily ließ ihr Buch fallen und griff nach ihrem Revolver, sie rechnete fest damit, Caroline Dunn in die Arme zu laufen, wenn sie das Zelt verließ. Kein Gedanke mehr daran, dass es bisher noch keinem gelungen war, aus dem Gefängnis in Anchorage zu fliehen, und es ziemlich unwahrscheinlich war, dass man die Frau nach dem eindeutigen Richterspruch schon begnadigt hatte. Sie glaubte Ingalik, und selbst wenn nicht, wäre es leichtsinnig gewesen, nicht damit zu rechnen.

Mit klopfendem Herzen verließ sie ihr Zelt und blickte sich suchend nach allen Seiten um. Im Wald war der Regen weniger heftig, aber immer noch so stark, dass sie innerhalb weniger Sekunden klitschnass war. Sie scherte sich nicht darum, ließ sich weder durch einen taghellen Blitz noch durch tosenden Donner aufhalten und schlich langsam durch das Unterholz.

Ein gelbes Augenpaar, das bedrohlich im Dunkel des Waldes leuchtete, und ein leises Knurren ließen sie mitten in der Bewegung verharren. Wie gebannt starrte sie auf den Wolf, der sie mit seinem Blick zu hypnotisieren schien und ihr so weit entgegenkam, dass sie ihn deutlich sehen konnte. Selbst im Regen konnte sie die zahlreichen Narben auf seinem Fell erkennen.

»Scars!«, flüsterte sie ehrfurchtsvoll.

Scars begleitete sie seit mehreren Jahren. Ein kräftiger Wolf, dessen Narben von blutigen Kämpfen und seiner Fähigkeit berichteten, sich auch gegen stärkere Gegner durchzusetzen. Bei ihrer ersten Begegnung vor etlichen Jahren hatte sie sich noch vor ihm gefürchtet, und auch jetzt gebot ihr der Respekt, dem misstrauischen und meist schlecht gelaunten Tier nicht zu nahe zu kommen, aber sie wusste auch, dass er trotz seiner scheinbar feindseligen Haltung auf ihrer Seite war und ihr schon öfter das Leben gerettet hatte. Was nicht hieß, dass er immer zur Stelle war, wenn ihr Gefahr drohte. Manchmal hielt er sich auch zurück, als freute er sich darüber, sie kämpfen zu sehen. Wie ein Schutzgeist der Indianer.

Niemand außer ihr und ihren Eltern wusste von dem geheimnisvollen Wolf, nicht einmal Mike. Er hätte sie nur ausgelacht. Sie zweifelte manchmal selbst an seiner Existenz, glaubte sich in einem Traum oder in einer Halluzination, wenn sie ihm begegnete. Nur die Erfahrungen ihrer Mutter sagten ihr, dass sie sich den Wolf nicht einbildete. Auch sie hatte einen solchen Schutzgeist gehabt, einen weitaus besser gelaunten Wolf, der sie stets im Auge behalten hatte. Wegen seines knochigen Körpers hatte sie ihn Bones getauft.

»Scars«, wiederholte sie leise. »Was willst du, Scars?«

Scars war kein Fabelwesen. Er hatte nichts Menschliches an sich, konnte weder sprechen noch rational denken und schien allein seinem Instinkt zu folgen, wenn er sie aufsuchte. Ob er den Sinn ihrer Worte verstand oder ahnte, wusste sie nicht. Es gab vieles zwischen Himmel und Erde, das sie nicht verstand, und Scars gehörte dazu. Man musste ihn so nehmen, wie er war, und sogar damit rechnen, dass er sie aus einer Laune heraus angriff und biss.

Dennoch steckte sie den Revolver weg. Scars ahnte sicher, welches Unheil sie damit anrichten konnte, und sie wollte ihn nicht unnötig reizen. »Bist du auch wegen Caroline Dunn hier? Weißt du mehr als der Häuptling in Anvik?«

Der Wolf ließ nicht erkennen, ob er ihre Worte verstand. Stattdessen wandte er sich von ihr ab und lief ein paar Schritte, drehte sich zu ihr um und schien sie aufzufordern, ihr zu folgen. Sie gehorchte ihm zögernd. Er trottete auf kürzestem Weg zum Ufer und blickte über den Fluss nach Südosten. Mit seinen scharfen Augen schien er die Dunkelheit mühelos zu durchdringen.

Emily folgte seinem Blick, aber ihre Augen waren lange nicht so gut, und sie erkannte nur die dunklen Schatten der Berge, die jenseits des Tales aus dem Boden wuchsen und sich bedrohlich gegen den Himmel abzeichneten. Über den Gipfeln leuchteten Blitze, gefolgt von entferntem Donner, der aber wesentlich länger als vor ein paar Stunden auf sich warten ließ. Nur der morastige Waldboden erinnerte noch an das schwere Unwetter.

Sie kniff ihre Augen zusammen, um besser sehen zu können, und entdeckte Sterne in weiter Ferne. Die Wolken hatten eine schmale Lücke gelassen, bevor sie sich wieder zusammenzogen und den Mond und die Sterne verschwinden ließen. Im Südosten führten die Schienen der Alaska Railroad von Anchorage zum Mount McKinley National Park oder weiter nach Fairbanks. Nur ein Zufall, oder blickte Scars aus einem ganz bestimmten Grund in diese Richtung? »Willst du mir sagen, dass Caroline Dunn mit der Eisenbahn nach Fairbanks kommt? Hat man sie aus dem Gefängnis entlassen?«

Von Scars kam keine Antwort. Er schien sich vor ihren Augen in Luft aufgelöst zu haben und war verschwunden. Nur seine Spuren waren noch im nassen Gras am Waldrand zu sehen. Oder stammten sie von einem Wolf, der vor ihrer Ankunft hier gewesen war? Sie blickte sich aufmerksam um und suchte auch den Waldrand am gegenüberliegenden Ufer ab, konnte Scars aber nirgendwo entdecken. Er war so plötzlich gegangen, wie er gekommen war.

Nachdenklich kehrte sie in ihr Zelt zurück. Noch hing das Gewitter zwischen dem Kuskokwim River und der Alaska Range, und ihr Benzin reichte nicht für den weiten Umweg, den sie in Kauf nehmen musste, wenn sie dem Unwetter ausweichen wollte. Es würde bis nach Mitternacht dauern, bis die Wolken abgetrieben waren, und sie ruhte sich besser noch ein wenig aus und flog erst am frühen Morgen nach Fairbanks zurück. Ein Ratschlag, den ihr schon der Häuptling gegeben hatte. Sie hätte auf ihn hören sollen, dann schlief sie jetzt nicht in einem kalten Zelt, sondern einer warmen Blockhütte.

Sie hatte noch keine drei Schritte getan, als sie einen Schatten zwischen den Bäumen entdeckte und ein leises Knurren hörte. Scars, durchfuhr es sie, er ist zurückgekommen. Doch als sie genauer hinblickte, erkannte sie die Umrisse eines Mannes, und neben ihm tauchte ein schwarz-weiß gefleckter Husky auf, der wohl fauchend auf sie zugelaufen wäre, wenn der Fremde ihn nicht zurückgerufen hätte. »Ruhig, Jasper, ganz ruhig! Wir haben der Lady schon genug Angst gemacht.« Er trat unter den Bäumen hervor und trat lächelnd auf sie zu. »Arne Berglund. Ich wollte Sie nicht erschrecken, Ma'am.«

»Das fällt Ihnen aber reichlich spät ein, Mister«, erwiderte sie, immer noch leicht verstört. »Noch nie davon gehört, sich lautstark bemerkbar zu machen, bevor man sich einem fremden Lager nähert?« Angesichts der freundlichen Miene des Mannes schluckte sie ihren Ärger hinunter. »Emily Carmack.«

Er streckte seine Hand aus, und ihr blieb nichts anderes übrig, als sie zu ergreifen. Nur mühsam unterdrückte sie einen Schmerzensschrei, als ihre Hand in seiner kräftigen Pranke verschwand. Er war wie ein Fallensteller gekleidet, trug einen langen Parka aus Karibufell und überragte sie um mindestens zwei Kopflängen. An seinem sehnigen Körper war kein Gramm zu viel. Sein Gesicht war kantig und wurde von zwei listigen Augen beherrscht, die ihr signalisierten, dass von ihm keine Gefahr ausging. Sein Husky hatte sich beruhigt und beschnüffelte neugierig ihre Beine, als er sich an sie heranwagte.

Er lächelte entwaffnend. »Tut mir leid, wenn ich Sie erschreckt habe, Ma'am. Das war nicht meine Absicht. Ich hatte keine Ahnung, dass jemand in diesem Tal lagert, bis ich das Flugzeug auf dem Geröllfeld stehen sah.«

»Und jetzt wundern Sie sich bestimmt, dass ich eine Frau bin.«

»Oh nein«, widersprach er. »Mag sein, dass ich mich schon zu lange in der Wildnis herumtreibe und manches nicht mitbekomme, aber von Emily Carmack, der ersten fliegenden Tierärztin in Alaska, habe ich schon gehört. Sie sind genauso mutig wie Ihre Mutter. Ich bin ihr vor einigen Jahren in den White Mountains über den Weg gelaufen und war begeistert, wie souverän sie mit einem Husky-Gespann umging. Ich habe noch keinen Mann getroffen, mich eingeschlossen, der so gut mit Hunden umgehen kann. Sie hätte viel öfter bei großen Rennen mitmachen sollen.«

Auch von anderen Fallenstellern, denen sie in der Wildnis begegnet war, hatte sie solches Lob schon gehört und war jedes Mal über den Bekanntheitsgrad ihrer Mutter beeindruckt. Clarissa Carmack war ein Name, den die meisten Leute im Norden auch heute noch mit Bewunderung aussprachen. Und ihr hatte er geholfen, das Vertrauen der Menschen zu gewinnen. Zu einer Zeit, als Alaska noch von Männern beherrscht wurde, und sich nur wenige Frauen in den Hohen Norden verirrt, hatte sie auf eindrucksvolle Weise bewiesen, welche Kraft eine Frau in dieser Wildnis entwickeln konnte.

»Ich komme aus den Bergen im Norden«, fuhr Berglund fort. »Hab nach neuen Jagdgründen gesucht, die ich im Winter aufsuchen könnte, aber es gibt immer weniger Pelztiere, und ich glaube, mein Beruf stirbt langsam aus. Es wäre wohl besser, ich würde Jäger oder Touristen aus den Staaten in die Wildnis führen. Die haben bestimmt noch nie einen Grizzly gesehen.« Er zeigte zum Waldrand. »Hätten Sie was dagegen, wenn ich Ihr Feuer in Gang bringe und mich zu Ihnen setze? Nur für ein paar Minuten. Ich war lange unterwegs und habe eine halbe Ewigkeit

nicht mit anderen Menschen gesprochen.« Er klopfte auf den Rucksack, den er an einem Riemen über der Schulter trug. »Ich habe eine Dose Pfirsiche dabei, die würde ich mit Ihnen teilen.«

Gegen so ein Angebot hatte sie nichts einzuwenden, außerdem war er ihr sympathisch. Anscheinend war er Skandinavier, ungefähr zehn Jahre älter als sie und kein geborener Fallensteller, dafür war seine Sprache zu geschliffen. »Wenn Sie noch ein paar trockene Äste finden. Ich habe Kaffee.«

Wenig später loderte ein warmes Lagerfeuer, und sie teilten sich den Kaffee und die Pfirsiche. Die Wärme tat ihnen gut nach dem schweren Gewitter. Nicht alle Äste waren trocken, und von den Flammen stieg beißender Rauch empor, aber der machte ihnen nichts aus und vertrieb die Insekten. Wenigstens gab es im Spätsommer kaum noch Moskitos. Im Feuer zersprangen Harzknoten, und würziger Fichtenduft trieb mit dem Wind über das Feuer. Jasper, der schwarz-weiße Husky, lag neben dem Zelt im kniehohen Gras.

Emily erfuhr, dass der Fallensteller ganz in der Nähe einige Felle versteckt und sein Kanu liegen hatte. Er wollte am frühen Morgen nach McGrath aufbrechen, sie in einem der Handelsposten verkaufen und über den Kuskokwim und den Kantishna River nach Fairbanks zurückpaddeln. Als sie ihm anbot, ihn im Flugzeug mitzunehmen, lehnte er lächelnd ab. »Oh nein, ich habe Zeit. Jetzt im Spätsommer verfärben sich die Bäume besonders schön, und ich genieße die Natur. Wer weiß, wie lange wir sie noch für uns haben. Wie ich höre, kommen mit der Eisenbahn immer mehr Touristen ins Land.«

»Und Einwanderer«, erwiderte sie lächelnd. »So wie Sie, nicht wahr?«

»So wie alle Weißen«, konterte er. »Bevor die Russen nach Alaska kamen, gab es hier nur Indianer und Eskimos.« Er lächelte. »Ich komme aus Oslo in Norwegen, habe Chemie studiert und ein paar Monate für eine Firma gearbeitet, die Medikamente herstellt. Keine besonders angenehme Arbeit, wenn man hautnah erlebt, wie so eine Firma ihre Kunden betrügt. Als

ich gebeten wurde, ein Gutachten so abzufassen, dass ein neues Medikament genehmigt würde, habe ich gekündigt.« Er trank einen Schluck. »Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich bin kein besserer Mensch als die Leute, die in dieser Firma arbeiten, und war sowieso schon nahe daran, mich zu verabschieden, als die Sache mit dem Gutachten kam. Ich wollte mich viel lieber um meine Huskys kümmern. Ich züchte Huskys, wissen Sie, und irgendwann habe ich dann meine Sachen gepackt und ein Schiff nach Alaska bestiegen. Ich hatte schon als Junge davon geträumt, nach Alaska auszuwandern, und wusste schon vor meiner Ankunft, dass ich bleiben würde. Und ich habe die Entscheidung nie bereut.«

Emily spießte ein Stück Pfirsich mit ihrem Messer auf und schob es sich in den Mund. Er schmeckte herrlich. »Sie haben Chemie studiert?«, wunderte sie sich. »Dann haben Sie doch sicher viel Geld verdient. Und da gehen Sie nach Alaska und werden Fallensteller? Eine ziemlich ungewöhnliche Entscheidung, wenn Sie mich fragen. Sie reden nicht mal wie ein Fallensteller, obwohl ich ziemlich sicher bin, dass Sie etwas von Huskys verstehen und mit einem Gewehr umgehen können.« Sie deutete auf seine moderne Waffe, ein englisches Gewehr, das auch die Mounties in Kanada benutzten.

»Vielleicht war einer meiner Vorfahren ein Wikinger«, sagte er lächelnd, »die fuhren über alle sieben Weltmeere und waren sicher auch in Amerika.« Sein Lächeln verschwand, und er blickte nachdenklich ins Feuer, als ob er überlegte, ob er einer fremden Frau sein Herz ausschütten sollte. Anscheinend war er es leid, sich ständig mit sich selbst zu unterhalten. »Ganz freiwillig bin auch ich nicht nach Amerika gekommen. Hedda ... meine Verlobte ... sie hat mich zwei Tage vor der Hochzeit sitzen lassen und war mit einem anderen Mann durchgebrannt. Ohne mir etwas zu sagen. Ihr Vater sagte mir, dass sie mit einem Mann, der seine Verlobte schlägt, nichts zu tun haben wollte, und ich könnte von Glück sagen, dass man mich nicht anzeigte.« Er schüttete den Rest seines Kaffees ins Feuer. »Aber das

war eine Lüge. Ich würde niemals eine Frau schlagen, und Hedda schon gar nicht. Im Gegenteil, ich wollte sie auf Händen tragen. Ich liebte sie über alles ... und liebe sie immer noch.«

Fernab der Zivilisation kam es öfter vor, dass jemand sein Herz auf diese Weise ausschüttete, dennoch fühlte Emily sich unbehaglich und wusste nicht so recht, was sie antworten sollte. »Haben Sie denn nicht mit ihr gesprochen und sie gefragt, warum sie solche Lügen verbreitet? Sie muss doch einen Grund gehabt haben, Sie so zu verleumden. Warum sind Sie nicht zu ihr gegangen und haben Sie zur Rede gestellt? Vielleicht war alles nur ein Missverständnis, und es gab gar keinen anderen Mann. Wäre doch möglich.«

»Erik«, erwiderte er, »so hieß der andere Mann. Einer meiner besten Freunde, wie ich glaubte, aber er war nur hinter meiner Verlobten her und hatte ihr auch mehr zu bieten. Seine Eltern sind Teilhaber einer riesigen Werft, und in der Familie ist so viel Geld, wie ich in hundert Jahren nicht verdienen kann. Eine Villa, einen teuren Wagen, kostbare Kleider und wertvollen Schmuck, ausgedehnte Reisen in exotische Länder, all das hatte ich nicht zu bieten. Sie entschied sich für den Reichtum und ließ mich stehen.«

»Und was ist aus den beiden geworden?« Der Fallensteller hatte ihre Neugier geweckt. »Haben Sie Ihrer ehemaligen Verlobten mal geschrieben oder Freunde in Norwegen gefragt, was aus ihr und diesem Erik geworden ist?«

»Es interessiert mich nicht.«

»Aber Sie lieben sie immer noch.«

»Es ist vorbei und ...« Er wischte sich verstohlen einige Tränen aus den Augenwinkeln. »... und ich habe in Alaska neues Glück gefunden. Keine Frau ... ich würde mir immer noch wie ein Betrüger vorkommen, wenn ich eine andere Frau heiraten würde. Außerdem bin ich schon über zehn Jahre hier und werde langsam zu alt fürs Heiraten. Ich komme ganz gut allein zu recht.«

»Sagen Sie so was nicht, Mister.«

»Arne«, verbesserte er sie. »Es tut mir leid, Sie mit meinen Problemen belästigt zu haben, aber manchmal geht der Gaul mit mir durch, und ich fange an zu jammern. Ist sonst gar nicht meine Art.« Er versuchte zu lächeln, zündete sich gemächlich einen Zigarillo an und blies den Rauch in die Luft. »Dabei geht es mir noch gut. Vor ein paar Tagen lief mir ein Indianer über den Weg, einer dieser jungen Burschen, die auf eine Missionschule gehen und Lesen und Schreiben lernen. Er hatte eine Zeitung aus Anchorage dabei, stellen Sie sich vor, eine Zeitung, die sie im Unterricht gelesen hatten, und tauschte sie bei mir gegen fünf Zigarillos ein. Einer der Artikel handelte von einer jungen Frau, die ihren Verlobten verloren hatte, einen mehrfachen Millionär, und seit mehr als zwei Jahren im Gefängnis saß. Der Mann, ich habe seinen Namen vergessen, hatte wohl mehrere Straftaten begangen und war auf geheimnisvolle Weise in der Wildnis umgekommen. Die Frau, auch an ihren Namen kann ich mich nicht erinnern, bekam fünf Jahre aufgebremmt.«

»William Mortimer. Caroline Dunn.«

»Wie bitte?« Er blickte sie verwundert an.

»Mortimer war der Millionär, und Caroline Dunn heißt seine sogenannte Verlobte. Die beiden haben versucht, meinen Freund und mich umzubringen. Ist eine lange Geschichte, mit der ich Sie nur langweilen würde.« Sie blickte nachdenklich in den Rauch, der von seinem Zigarillo aufstieg. »Was stand über Caroline Dunn in der Zeitung? Hatte der Reporter etwa Mitleid mit ihr?«

Berglund knabberte immer noch an ihrer Antwort. »Nicht direkt Mitleid. Aber er hatte sie wohl in ihrer Zelle besucht und erfahren, dass sie sich zu einer aufrechten Christin gewandelt hatte und sogar darüber nachdachte, in ein Kloster einzutreten. Sie hätte eingesehen, gegen Gott und die Kirche gesündigt zu haben, und wollte sich in Zukunft nur noch um die Schwachen und Armen kümmern. Zusammen mit einem gewissen Joseph King, der ihr mehrmals geschrieben und sie schon ein paarmal in ihrer Zelle besucht hatte.«

»Lassen Sie mich raten«, sagte sie, »er ist steinreich.«

Der Norweger hatte die leere Konservendose in einen festen Behälter gepackt und zum Schutz gegen Bären in seinem Rucksack verstaut. Den Zigarillo drückte er aus und verstaute ihn ebenfalls. »In der Zeitung stand, dass er über eine Million auf dem Konto hat. Ein ehemaliger Goldgräber, der es verstanden hat, seinen Gewinn zu verzehnfachen und inzwischen an mehreren großen Goldminen beteiligt ist. Sie wissen schon, wo sie der Natur mit diesen riesigen Schaufelradbaggern zu Leibe rücken, um auch noch die letzten Goldkörner aus dem Boden zu holen. Ich hasse diese Maschinen. Sie machen einen Heidenkrach und verschandeln die Natur. Ich kenne keinen, der sie mag.«

Emily hörte nur noch mit halbem Ohr zu. Der Häuptling hatte recht gehabt, eine dunkle Gewitterwolke trieb auf sie zu. Ein bedrohliches Sturmtief, das Mike und sie zu verschlingen drohte, wenn sie nicht höllisch aufpasste. Diese Hexe, und von nun an würde Emily sie nur noch so nennen, verstand es, ihren Hass auszuleben und in die richtigen Bahnen zu lenken. Und sie schaffte es immer wieder, einflussreiche Männer für sich zu gewinnen und für ihre Zwecke einzuspannen. Wie konnte ein reicher Mann wie Joseph King nur so dumm sein, auf eine rachsüchtige Hexe wie Caroline Dunn hereinzufallen? Spürte er denn nicht, dass sie ihn nur ausnützte? Oder war sie selbst als ungeschminkte Gefangene in einem einfachen Kattunkleid noch so attraktiv, dass sich ein Mann wie er nach ihr verzehrte? Was fanden Männer an dieser furchtbaren Frau?

»Stand noch was in der Zeitung über die beiden?«, fragte sie.

Er zögerte mit der Antwort und verschürte erst umständlich seinen Rucksack, bis er endlich mit der Wahrheit herausrückte. »Die beiden wollen heiraten.«